

*Im Dunkeln haust
die Hoffnung*

Nähe

Überhören konnte ich ihn nicht!

Es war nicht dieser Ton, der wieder und wieder Mauern und Zellentüren durchdringt, nicht dieses Auf und Ab eines Heulens, welches mich nicht sehr, dies nicht, doch ein klein wenig zusammenfahren lässt, selbst jetzt noch. Ebenso wenig glich das Rattern an diesem Morgen jenem dröhnenden Wummern, welches selbst das dumpfe Aufbrausen eines Orkans überstieg. Der Ton war anders, nicht derart drohend, nicht so voller Kraft wie das Tosen an jenem Novembermittag, drei Jahre später. Jenem Tag, als über fünfhundert Männer an den Gittern vor ihren Stationen standen. Als sie aufbrüllten, als sie – etliche muskelbepackt – an den Stangen zu rütteln begannen, dass das alte Gemäuer zu zittern anfing, ja zu erbeben schien. Ein Lärmen, welches niemand von uns vergessen hat. Und mitnichten durchlief mich dieses gänzlich andere, dieses in den Ohren schmerzende Schrillen, welches alle Schreie übertönte. Nein, an diesem Morgen kannte ich dieses grelle, dieses kreischende, dieses aufgellende Getöse noch nicht, das mir – gemahnt mich etwas daran – noch heute Schweißtropfen auf die Stirn zu treiben vermag. Wenn auch nur noch selten, lediglich sehr selten einmal!

Es war bloß das blecherne Läuten meines kreisrunden Weckers, so einer mit weißem Ziffernblatt. Der sah aus, als trüge er metallene Ohren rechts und links. Auf unserem Nachttisch stand er, auf meiner Seite des Bettes. Ich brauchte ihn. Der neue Ablauf meiner Tage: ihn war ich noch nicht gewohnt. Gehörte ich doch zu den Rekel-Menschen, die es lieben, sich morgens unter der Decke zu strecken. Gern griff ich erst zur Dusche, nachdem andere ihren Arbeitsweg hinter sich gebracht hatten, nachdem ihr Tagewerk bereits nach ihren Händen und Köpfen verlangte.

Doch zu den Trödlern, die der Prüfung voll Bangen entgegenblicken, hatte ich nicht gehört. Die Lehrbücher, die Kurse, auch die Praktika lagen hinter mir. Es war keine Frage gewesen, dass sie mich nehmen würden. Aber den Dienstplan hatte ich mir nicht aussuchen können. Dazu fast eine Stunde Fahrt im vollem Bus, und in der U-Bahn standen wir gedrängt gleich Röhricht am Teichrand und gut riechen tat es nie. Um sechs Uhr morgens hieß es aufzustehen, also keineswegs meine Zeit fröhlichen Lachens.

Verglichen mit mir, tickte Martinas innere Uhr bis auf die Tage ihres Schichtwechsels stetig und exakt. Sie hatte mich während meiner ersten beiden regulären Arbeitswochen mit einem leichten Knabbern geweckt, unten an meinem Ohrläppchen. Hatte ich gemocht, ja, durchaus. Und nicht jeden Morgen war es beim Knabbern verblieben.

»Du ..., Liebster!«, hatten sich ihre Hände auf die Wanderschaft gemacht, manchmal.

Einen Montag später hatte sie den Wecker aus ihrem Einkaufsbeutel hervorgekramt, zwischen Äpfeln, Brot, Gemüse und tiefgekühltem Nasi-Goreng.

»Raimund, du brauchst den Wecker. Was, wenn ich einmal verschlafe? Was, wenn ich Nachtschicht habe und erst gegen sieben Uhr zurück bin? Nee, zu spät kommen, das geht bei uns nicht.«

Mein Lächeln verbarg ihr nicht, wie meine Miene an Länge gewann. Bis sie sich auf die Zehenspitzen stellte, bis ihre Lippen meine nicht gerade buschigen, aber kräftigen Brauen zu kosen begannen, ganz leicht, sehr sanft! Mit meinen 1,80 m überrage ich sie um eine gute, halbe Kopflänge.

»Weißt du, ich tret' doch nicht in den Knabberstreik.« Sie liebte das Scherzen und wusste, in meinen Gesichtszügen zu lesen, obschon damals die Zeit noch nicht Jahr für Jahr ihre Bande zwischen uns geknüpft hatte.

Und, so war halt Martina, nicht nur auf unseren heimatischen Tellern schwärmte sie für Gewürze wie Speisen fremder Kontinente. Die Fangarme der Exotik lockten sie. Doch die Buffets der Hotels,

die Palmwedel am Pool, das Musikgesäusel der Terrassenlautsprecher, das öde Bingo-Gerufe, selbst die Sicht in die Weite des Blaus wie auch die Hitze tropischer Tage genügten ihr nicht. Nicht nur einmal ließ sie den Katalog auf die Glasplatte unseres Couchtisches sinken. »Du, vom Luxus dieser Bettenburgen träum' ich nicht. Du, ich will richtig etwas erleben, etwas sehen, riechen, fühlen. Du, wir beide, wenn wir durch fremde Länder ziehen, das wär's doch!« Und ihre Finger streiften die meinen.

Martinas Lust auf die Ferne verstand anzustecken. Geradezu infektiös war sie. Von dem was später, nach Jahren, geschah, wusste sie damals nichts. Wie sollte sie auch. Kein Unbehagen, keine Zweifel trübten unsere Zuversicht. Kein Gespür, keinerlei Ahnen lenkten meinen Blick auf die Wolken, jene dunklen am Horizont des Morgens.

Sie lachte anders als ich. Nicht nur darin unterschieden wir uns. In jener Zeit geriet mein Lächeln mitunter leicht verkniffen, reichlich zaghaft umspielte es mein durchaus kräftiges Kinn. Doch, immerhin, dann und wann wuchs es sich auch unter meinen – wie gern Martina in sie schaute – ein klein wenig zurückliegenden Augen zu einem herzhaften Lachen aus, einem welches ganz über mein breites Gesicht lief und meine, mag sein, etwas dünnen Lippen nach oben zog. Ihr Lachen, meistens nannte ich sie *Tinchen*, zauderte nicht. Es entspross ihren Mundwinkeln, breitete sich über ihre Wangen aus, um – nach einem kaum merklichen Sprung nach oben – rechts und links unter ihren Wimpern gemächlich Tschüss zu sagen. Aber erst, nachdem es verschmitzt ihre ein kleines bisschen zu schmalen Augen umzaubert hatte. Ein sanftes und zugleich fröhliches Lächeln, unbekümmert um die Sorgen, die das Leben vieler in einen Schleier hüllen, in einen grauen. So manches Mal kreiste es ein wenig schmunzelnd, um nicht zu sagen kiebzig, um ihre leicht geschwungenen, meist mit einem zarten Rot geschminkten Lippen. Sie verstehen: Ein Lächeln, welches ich nie mehr missen wollte. Nie mehr!

Wegen dieses Lächelns hatte ich sie zehn Monate zuvor angesprochen. Auch hatte ich sie eingeladen, weil drei, vier Sommer-

sprossen rechts und links ihres Stups von Nase ihrem ovalen Gesicht ein keckes Aussehen verliehen. Und, na ja, stimmt schon: Schlank war sie und ihre Rundungen, sie schmückten sie wirklich.

Drei Wochen nachdem Martina zu mir gezogen war, bald nachdem sie den Wecker aus ihrem Einkaufsbeutel gekramt hatte, kamen wir in Dortmund an, in einer stillen Wohnstraße mit Adresslage. Immobilien Malbert prangte der Name meines Schwagers in goldenen Lettern auf dem Schild rechts des Eingangs. Meine Schwester, Annegret war die Älteste von uns drei Geschwistern, bat uns in ihre Sitzecke. Eine Büffelledergarnitur im Stil des Neureichenbarocks. Links neben der Terrassentür breitete sie sich aus. Zu mächtig, zu groß wie das gesamte Wohnzimmer, fand ich. Auf dem hinteren Drittel der Esstisches warteten bereits Teller und Besteck auf uns. Martina imponierte die Aura des Geldes. Doch wirklich mögen tat sie den Lebensstil nicht. So gut kannte ich sie bereits.

Die Prosecco-Gläser sprudelten noch halbvoll auf der Marmorplatte des Couchtisches, als Annegret schon fragte:

»Martina, was arbeitest du?«

Ihre Antwort ließ ein Runzeln über die Stirn meiner Schwester huschen. Auch über die meines Schwagers. Vergebens versuchten beide, ihr Befremden unter ihren Alltagsgesichtern zu verbergen. Mir trieben ihre Mienen das Blut in den Kopf. Dies, obgleich ich mit meiner Schwester auf gutem Fuße stand. Schon Jahre zuvor, ich hatte ihr erstmals von meinem Berufswunsch erzählt, hatten Zweifelsfältchen ihre Mundwinkel umrundet. »Da, da willst du arbeiten«. Dieses beinah unmerkliche Augenbrauenhochziehen, kaum vernimmt man, welche Türen unsere Schlüssel öffnen und schließen, es stößt mir auf. Und dies nicht allein bei jenen, die mir nahe sind. Auch bei mir unbekanntem Ignoranten verengen sich meine Brauen, so ein, zwei Lidschläge lang. Martinas Welt verschlossener Ausgänge war und ist auch meine Welt.

Martina bewegte sich aus freien Stücken dort, na ja, nicht gänzlich: Mit einem roten Minusstrich gedruckte Zahlen kennen, aber liebten und lieben ihre Kontoauszüge nicht. Die Männer, Stunde um Stunde verbrachte sie ihretwegen in den kargen Gemäuern, nein, die fühlten sich am falschen Ort. Die hassten es, hinter Mauern zu hocken. Jedoch hatten sich fast alle an die Eisenstäbe gewöhnt. Martina ebenfalls. Sie setzte keine Fragezeichen hinter das, was sie tat. Stimmt, sie hing an ihrem Dienst, und dies nicht wegen der Gitterzulage, die ihre Besoldung, üppig war sie nicht zu preisen, ein kleines Sahnehäubchen aufsetzte. Ein Häubchen, welches schnell dahinschwand. Tja, sie schwärmte für die Ferne und hatte Augen für den Schick der Boutiquen. Auch Abenteuer waren ihr recht, solange, solange sie ihr nicht feucht-glänzende Angstperlen ins Gesicht trieben. Doch, glauben Sie mir, es bedurfte einiges, bis sich ihre Lockenpracht gleichsam zu Igelstacheln emporrichtete.

In dem Torbau aus verwittertem Backstein begrüßten sie ihre Kollegen meist mit einem »Hallo Martina, wie geht's?« Häufig trugen sie einen Scherz auf den Lippen und ihre Blicke wussten an ihr hinabzugleiten. Ihre Figur konnte Männerhirne auf Meter hin stottern lassen. Ihr Aussehen ließ die Gefangenen zu Waschlappen, Seife und Rasierer greifen.

Aber nicht alle beherrschten das Begrüßungslächeln. Wenn der Friedrich, seine Gestalt war mit den Jahren ein wenig dürr geworden, hinter der Glasscheibe der Pforte hockte, herrschte ein anderer Ton. »Hallo, musst uk mal wedder Deenst schuven (schieben)?« Mitunter versank er gänzlich im Schweigen eines Einsiedlers und beantwortete ihren Gruß nicht einmal mit einem kaum merklichen Nicken. Friedrich mochte sie nicht, nicht mehr. Vor gut zwei Jahren hatte er versucht, den Galan zu spielen. Ihm war der Punsch während der Weihnachtsfeier zu Kopfe gestiegen. Aber die Flirtkunst passte nicht zu dem alten Knurrhahn. Sie hatte ihn abfahren lassen und dies ziemlich schroff. Ja, Martina wusste um ihren Anblick. Friedrich war nicht der Einzige, der seinen Glückswürfel bei ihr zu werfen versuchte.

Tag für Tag summt wenig später – zwei, drei Schritte vor ihr – die zweite Schleusentür, dass sie in den Durchgangshof vorgehen konnte. Hinter ihr die alte Ziegelmauer; vor sich sah sie auf die neoromanische Stirnseite des Verwaltungsflügels. Zu dessen doppelflügeligem Eingang führte rechts und links ein Paar im oberen Abschnitt steil aus Stahl gearbeitete Freitreppen empor. Die sahen aus, als ob sie bereits der Willi Kufalt in die Freiheit hinuntergeschritten wäre. Der aus *Wer einmal aus dem Blechnapf frisst*. In den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts war er sie hinabgestiegen. Nachdem er vor dem Direktor strammgestanden hatte und ihm der Leiter des Zuchthauses Fuhlsbüttel, in Hamburg sagen wir *Santa Fu*, vergeblich ein »Kommen Sie mir nicht wieder« gewünscht hatte, auch ein »Machen Sie es gut.« – Den Band, Fallada mag ich, hatte mir Jahre zuvor Onkel Heinz geschenkt. Schon als ich in Rendsburg in Ringelsocken einher gesprungen war, hatte mich mein Patenonkel mit Lesestoff versorgt. Ein jedes Mal, wenn er in unserer Tür gestanden war, hatte ein Buch aus seiner Tasche gelugt.

Morgens, eine knappe Stunde nachdem ich mich auf den Weg gemacht hatte – bisweilen Hand in Hand mit Martina – wanderte mein Blick ebenfalls über die Bogenfenster oberhalb des eisernen Eingangsbereichs hoch zu dem Turm. Dem mit dem großen Uhrenblatt in der Mitte. Tack, Tack. Ihre Zeiger gingen exakt, obschon die Zeit für die Insassen drinnen meist langsamer tickte und ihre Stunden sich dehnten, Jahr für Jahr. Die Fassade ließ mich mitunter an ein düsteres Kirchenschiff der frühen Wilhelminischen Zeit denken, auch wenn die Maurer erst später um die Jahrhundertwende die Eisenfenster eingesetzt hatten. Zucht, Ordnung, Sühne und Vergeltung galten damals viel. Und heute? Gemach, gemacht, vor Ihnen liegen noch viele Seiten.

Nicht sehr lang nach meinem Dienstbeginn, gut zwei, allenfalls drei Monate später, es war ein diesiger Montagmorgen, vermisste ich das

Grün der Linde, jener vor der Stirnseite des Verwaltungsflügels, der in der linken Ecke unseres Vorhofs. Auch ihren Schatten hatte ich an heißen Sommertagen gemocht, an denen der Feierabend meinen Schritt beschwingte. Über viele Jahrzehnte hatte sie dem Durchgangshof ein wenig von seiner Düsternis genommen. Nun erinnerte nur noch ihr feuchtheller Stumpf an ihr Rauschen.

Auch heute noch, nach allem was geschehen ist, schätze ich meinen Kollegen Boelinger, sogar mehr noch als früher. Doch nicht einmal er hätte meine Frage verstanden: Hatte der Duft nach Lindenblüten wirklich sein Ende finden müssen? Aber dies fragten sich nur die Baumbewahrer vom Bezirksamt Nord. Safety first hatte es geheißt. Krachend und splitternd war das Geäst auf das Kopfsteinpflaster gestürzt. Unsere Leute hatten zur Säge gegriffen. Sofort, nach dem Vorfall, der damals im nachrichtenarmen Frühsommerloch mit viel Druckerschwärze die Zeitungsseiten füllte.

Das Brausen unseres Spülers hatte das leise Klappern der Frühstücksteller und Besteckmesser abgelöst. Draußen tränkte Petrus die Gärten. Wir waren an unserem weißen Tisch vor der Küchenzeile sitzen geblieben, wie wir es gern an unseren Samstagen zu tun pflegten. Doch dieser Sonnabend unterschied sich. Unversehens sackten Martinas Schultern in sich zusammen; ein wenig erinnerten sie an einen Ballon, dem die Luft zischend entweicht. Ihr Blick verharrte auf der Schlagzeile, um dann die Hamburger Abendpost auf die Tischplatte fallen zu lassen.

»Verdammt, du, ... du, ich hab' die Zelle letzte Woche inspiziert, zusammen mit dem Baldwin. Du, war ein Tohuwabohu, wirklich.« Sie schluckte und wie ihr Löffel in ihrer halbleeren Kaffeetasse herumstocherte. »Schiet, du, wir haben Mist gebaut, ja, richtig große Scheiße!« Verzagt klang Martinas Stimme, nicht so voller Lebenslust wie meist. Verstehen Sie, darum rückte ich meinen Stuhl zurück, nicht ohne leises Schaben, um aufzustehen und meinen Arm um ihre Schultern zu legen - sie durchlief ein kaum merkliches Zittern -, um ihr mit der Handfläche sanft den Rücken hinunterzufahren.